Die Entstehung der neueuropäischen Formen des Lebens.

Von KURT BREYSIG.

Wer immerdar in der Gegenwart erstarrte Vergangenheit erkennt, wer in allem Bestehenden nur einen kurzen Ruhepunkt ewigen Werdens und Wechsels zu sehen gewohnt ist,¹⁾ den überkommt in der Stille der Berge in der Heimlichkeit des Waldes zuweilen der Gedanke, dass die Jahrtausende alte, niemals müde Unrast der Menschen dieses eine nicht vermocht hat, die ewig ruhenden, ewig starken Züge des edlen Antlitzes der Erde nachhaltig zu ändern. Einige leise Runen und Fältchen hat sie ihm einzugraben vermocht, mehr nicht. Wenn im dunklen Tann der glührote Schimmer der sinkenden Sonne zwischen dem Grün der Bäume Farben malt, vor denen alle Märchenpracht der satten Rubinscheiben gotischer Dome erblasst, wenn uns die leidenschaftlichste Stunde des Tages den Wolkenhimmel mit dem immer neuen Spiel der vergänglichsten und zugleich zartesten Farben-

¹⁾ Diese Blätter sind einem noch unveröffentlichten Bande des weitangelegten geschichtlichen Buches entnommen, das ich seit einigen Jahren zu veröffentlichen begann. Sie sind also nur als Glied in der Kette, als Bruchstück einer zusammenfassenden und nur hier und da eigene Forschungen verwertenden Darstellung anzusehen und erheben nicht den Anspruch, neuen Grund zu legen. — Die Darstellung der ebenfalls seit 1150 eingetretenen Umwälzung in dem Verhältnis von Mann und Frau, die dem oben abgedruckten Abschnitt vorausgeht und die sich im Wesentlichen auf den kulturgeschichtlich noch niemals verwerteten oder auch nur beachteten Tractatus de amore et amoris remediis des Kaplans Andreas aus der Zeit um 1170 stützt, soll auch veröffentlicht werden (Zukunft Januar 1903).

reize schmückt, wenn uns das blauende Dunkel ferner Wald-ränder lockt oder wenn wir hinter dem nächsten und zugleich hinter dem fernsten Hügel sehnsüchtig das Land der Abendröte suchen, so raunt uns dieselbe Stimme zu, all diesen Reichtum breitete ich, Natur, schon vor den ältesten Geschlechtern der Menschen aus, die hier gewandelt sind, und manchen Weltentag, bevor es Erdbewohner gab, auch schon.

Doch ein stiller Platz auf dem lauten Markte des Lebens, ein Ruhepunkt im wirbelnden Kreislauf der Geschichte ist da, der Ähnlichkeit hat mit diesem Frieden der Täler und der Auen, das ist das Verhalten des Menschen zu den ihm Nächsten: der Frieden des Herdes und des umschränkten Hauses. Könige herrschen, Heere ziehen, Schlachten werden geschlagen, aber die Ruhe der stillen Kammer stören sie nicht. Reiche stürzen, neue Staaten werden gegründet und schwinden wieder dahin, ja Völker kommen und gehen, aber in jedem neuen Frühling lockt der Reigen der Mädchen die Sehnsucht des reifenden Jünglings, nie mag auch der rauheste Mann darauf verzichten, die Heimstätte seines sorgenden Hauptes, den Busen seines Weibes aufzusuchen, nie hören Mütter auf, sich an den ersten Schritten ihres Kindes zu freuen. Freilich, das ist bald zu erkennen, der reiche Blütenkranz von Sitten und Bräuchen, den die Erfindungskraft der Menschen und Völker um diesen Stamm ihres innersten Lebens schlingt, wechselt zuweilen Form und Farbe, aber ob auch das Kernholz des Baumes neue Jahrringe ansetzt oder ob sich gar auch seine Art ändert, wer will es sagen. Sollte es in Wahrheit geschehen, so würde, um es nachzuweisen, der feinste Spürsinn des Forschers tätig werden, sein Weitblick über die längsten Strecken des Zeitenlaufes hinfliegen müssen. Denn wie langsam sich auch das Recht oder die Sprache wandeln mögen, unmerklicher noch vollzieht sich der Wechsel in den Herzensgesinnungen der Menschen. —

Es ist kein Zufall, dass der erste grosse Schritt, den das Frauengeschlecht von dem Zustand vollkommener Bindung und Abhängigkeit fort auf dem Wege zur Selbständigkeit getan hat, die Form des Lebens anging. Er scheint zuweilen mit der Aneignung eines gewissen Masses geistiger Bildung verknüpft gewesen zu sein: die Edelfrau dieser Zeiten verstand ihre Liebes-

briefe zu lesen und zu schreiben, ein Vermögen, das ihrem Liebhaber sehr oft abgehen mochte. Aber dass die Frau zuerst und zunächst Gefühl und Gebärde zu vervollkommen strebte, ist in ihrem innersten Wesen begründet. Die Bildung, die ihr am nächsten liegt, ist die des Herzens und der Sinne. Sie war sicherlich die Lehrmeisterin der Sänger wie der Edelleute, als es galt, den Regungen des eigenen Fühlens den Spiegel des Bewusstseins vorzuhalten und sie dadurch zu mehren und zu steigern. Ebenso unzweifelhaft ist aber auch die allgemeine Verfeinerung der Lebensformen von ihr ausgegangen. Der Bereicherung des inneren Erlebens gesellte sich die andere der äusseren Haltung zu: Kunst war beides, Kunst nicht in toten Stein oder leblose Farben geprägt, sondern in warme Herzen und lebendige Körper. Weib, Kunst, Empfinden sind einander wahlverwandt. Es waren die Frauen, die damals dem Leben eine Form gaben, es zur Kunst machten, die Gefühle Leibes und der Seele erst auszukosten, dann zu steigern trachteten und am letzten Ende über alle körperliche Darstellung des Ichs die gewollte Anmut wählender Gebärden, erlesener Haltung breiteten.

Bei sich selbst mögen sie angefangen haben. Und so vergänglich auch der Zauber sein mag, der von edlem Gang und feiner Handbewegung ausgeht, untrügliche Zeugnisse kann doch auch er der Nachwelt hinterlassen. Wie die Dichter die ersten begeisterten Herolde der frohen Botschaft aus Frauenmund waren, so haben die Jünger bildender Kunst diesen feinsten Hauch der entstehenden neuen Kultur aufzufangen und festzuhalten gewusst. Zwar die Kleinmalerei der Handschriften vermittelt meist zu blasse und kümmerliche Schilderungen: der Massstab ist klein und, schlimmer noch, eine allmächtige Überlieferung herkömmlicher Formen bannt jede tiefer eingehende Darstellung. Man kann diesen Werken in der Regel nicht mehr entnehmen, als dass Haltung und Gebärde der abgebildeten Menschen eine absichtlich, oft zwangsvoll zierliche ist. Mehr verraten schon die Werke der frühen Bildnerei: Körperhaltung und Faltenwurf der vielleicht um 1240 geschaffenen Synagoge über dem Fürstenportal des Bamberger Doms mag vornehmlich ein Werk der symbolischen Linienführung des Künstlers sein, aber soviel hohe und hehre Anmut

muss sich auch dem stärksten Künstler einmal erst aus dem Leben ins Auge gestohlen haben, ehe er sie festzuhalten vermochte. Man betrachte vollends die Standbilder der Stifterinnen im hohen Chor des Naumburger Domes aus der Zeit um 1275, und man wird inne werden, dass in diesen Werken des Meissels die echtsten und in Wahrheit sprechenden Urkunden der Sittengeschichte aufbewahrt sind. Man darf sie als die höchsten Erzeugnisse deutscher Bildnerei in diesen Jahrhunderten, ja im Mittelalter überhaupt ansehen und man mag ihrem Urheber das höchste Verdienst zuschreiben. Aber er hätte nie eine so unnachahmlich vornehme Handhaltung wie die der Adelheid, einen so anmutigen Faltenwurf wie den der schönen Leserin Regelindis meisseln können, hätten ihm nicht lebendige Vorbilder so edlen Gepräges vor Augen gestanden. Die Hände aller dieser Frauen sind so schön, so fein, dass man von ihnen schon auf ein sehr hohes Mass von Kultur schliessen kann: so kraftvolle und dabei so zartgebaute Frauenhände gehen nicht aus der Hand der Natur hervor, sie zu erzeugen, ist die in Wahrheit bildende Arbeit einer ganzen Anzahl von aufeinanderfolgenden Geschlechtern notwendig. Und liegt auch auf manchem dieser Frauengesichter noch einige Enge und Begrenztheit, ein hoher Adel züchtiger Selbstbeherrschung und stille grosse Weiblichkeit spricht aus den meisten. Die Schmerzensmutter am Kreuz aber zeigt Züge und Gebärden grosser Leidenschaft, die auch nur dem Leben abgelauscht sein können.¹⁾ Man wird hier inne, dass auch das Formen von Menschen eine Kunst, eine bildende Kunst ist, und dass solche Lebenskunst allen anderen vorangegangen sein muss, ihnen die Pfade zu ebnen.

Für solche Bildung aber – dies Wort trifft das Wesen der Sache so tief und fein und es war von je auf die Stilisierung des äusseren Lebens zuerst gemünzt – ist damals eine ganze Fülle einzelner Vorschriften ausgebildet worden. Eine edle Frau soll langsam und kleinen Schrittes gehen, „gestreichet als ein velkelin, dem sin gefider eben lit“, sie soll den Blick gesenkt halten, soll sich öffentlich nur in den Mantel gehüllt zeigen, nicht die Arme schwenken, ihre Kleider aufraffen. Sie soll nicht mit über-

¹⁾ Bamberg, Dom, Ostportal; Naumburg, Dom, Ostchor. Über den Kunstwert der Naumburger Werke vergl. meine Kulturgeschichte der Neuzeit, Bd. II 2 S. 1392 ff.

geschlagenen Beinen sitzen, wohl lächeln, aber nicht lachen, nicht laut sprechen. Selbst beim Reiten soll sie die Hände unter dem Gewand verbergen. Sie soll einen fremden Mann nicht anreden, aber sie soll sich erheben, wenn ein Mann in das Zimmer tritt. Die jungen Mädchen schickte man wohl an den Hof einer Grossen, einer Fürstin, damit sie dort die Herrin dienend begleiten, aber in aller dieser neuen Zucht auch unterrichtet wurden. Man vernachlässigte darüber die alten Tugenden der Hausfrau nicht: die Edelfrau musste der Heilkunde Meisterin sein, und es galt nicht als unschicklich, dass sie für sich und ihren Mann die Kleider anfertige. Flachsbereitung, Spinnen und Weben überliess man meist den Mägden, aber Borten, Gürtel, Hauben anzufertigen, insbesondere zu sticken, galt als die hohe Schule für ein Fräulein. Wandteppiche und Tischtücher für den eigenen Gebrauch, vor allem Messgewänder und Altardecken für Priester und Kirche sind so tausendfach entstanden. Die Dichter haben in ihren Schilderungen des ritterlichen Lebens von allem dem treue Meldung getan, aber sie stellten sich auch geradezu in den Dienst der Frauen- und Mädchenunterweisung und traten in ihrem Sinne als Lehrmeister auf; so ist in Frankreich das *Chastiment des dames*, in Italien des *Francesco da Barbarino Reggimento di donna* und in Deutschland der Winsbeke und die Winsbekin geschrieben worden.¹⁾ Nur dass freilich alle ihre Anstandsregeln ein sehr dürres und blasses Bild von einer wundervoll farbigen und anmutigen Wirklichkeit geben.

Auf welche Art die neue Sitte, das zarte Geschenk der Frauen an die Kultur ihrer Zeit, den Männern übermittelt wurde, davon war schon die Rede: die gesteigerte Form der Liebe musste am meisten dazu beitragen, das rauhere Geschlecht zu dieser in Wahrheit weiblicheren Bildung herüberzuziehen. Doch begann man auch sonst schon frühzeitig dem Leben des Mannes Glätte und Geschmeidigkeit zu geben. Bis zum zwölften Jahre blieb der Knabe ganz in Frauenhand; wohl liess man ihn auch ein wenig lesen oder gar schreiben lernen, aber er rettete von diesen Künsten meist nicht eben viel in sein späteres Leben. Die Zucht aber,

¹⁾ Alw. Schultz, *Höfisches Leben* I S. 152 f., 154 ff.

die gute Sitte und alles, was wir in schönem Sinne Bildung nennen, umfasste, war das Hauptziel der Erziehung von Anbeginn, für die man wohl auch schon Hofmeister annahm. In grossen Verhältnissen umschloss sie in Deutschland auch schon die Erlernung des Französischen und Lateinischen, immer die Kenntnis der üblichen Spiele, des Schachs und womit man sich sonst die Geselligkeit zu würzen pflegte. Er lernt in seiner Kindheit Tugend, Gefügigkeit, Singen und Saitenspiel und auch ander Hübschheit viel, so berichtet vom Helden ein Sang dieser Zeiten. Das erste und letzte Ziel aber war die Schönheit von Haltung und Gebärde. Sie lernenz riten unde gân, mit Züchten sprechen unde stân, heisst es von der Erziehung eines jungen Helden im Wigalois. Das Verhalten den Frauen gegenüber ist hauptsächlichste Pflicht des heranwachsenden Ritters: zu den Vrouwen sal er gerne gân, gezogentliche vor in stân und auch bi in sizzen, wird im Grafen Rudolf als Aufgabe der Erziehung bezeichnet, und der unübertrefflichste der Frauenverehrer, Ulrich von Lichtenstein, fasst die Summe aller seiner ritterlichen Erziehung in die Worte zusammen: er lart mich sprechen wider diu wip!

Auch die Erwachsenen zähmt jetzt die Sitte: insonderheit für die Geselligkeit werden alle einfachsten Anstandsregeln gefunden. Noch isst man wohl mit den Händen und mit dem Nachbarn zusammen aus einer Schüssel, aber man erklärt für unschicklich, mit beiden Händen zugleich ins Essen zu fahren und dem Genossen seinen Anteil vorweg zu nehmen. Männern wie Frauen werden eine ganze Anzahl von Reinlichkeitsregeln für ihr Verhalten bei Tische eingeschärft, den Frauen bezeichnenderweise noch schärfere als den Männern. Nach dem Mahl aber bleiben beide bei einander, und den jungen Männern war nun Gelegenheit geboten, die zahlreichen Gebote anständigen Verhaltens, die man ihnen gab, in Tanz, Spiel und Unterhaltung zu befolgen.¹⁾

Vieles, was in den Hof- und Tischzuchten, den Anstandsbüchlein der Zeit empfohlen wird, mutet uns gröblich an, und das meiste, was dort als Neues gefordert wird, ist heute Besitz schon fast der unteren Mittelschichten unserer Völker. Aber eben

¹⁾ Alw. Schultz, *Höfisches Leben* I S. 120 ff 335 ff.

daraus lässt sich erkennen, dass es nichts Kleines war, was damals gefunden wurde. Am merkwürdigsten ist doch vielleicht, dass nicht nur die Geselligkeit der Männer so ganz von der neuen Form des Lebens durchdrungen wurde, sondern ebenso auch die Arbeit ihres Daseins und selbst die rauheste, das Handwerk der Waffen. Die Frauen hätten niemals einen so grossen Zuwachs ihrer Macht gewinnen können, wenn sie sich dem innersten Drange der Männer ihrer Zeit und ihres Standes hätten widersetzen wollen. Und so haben sie nicht vom Kampfe abgehalten, sondern zu ihm angetrieben. Und ihr Lohn war auch hier eine Umformung, eine Verfeinerung des bestehenden Zustandes zum Zierlichen, Absichtlich-Anmutigen hin.

Der Kampf wurde Kunst, wurde Spiel. Das ist die Bedeutung des Turniers. Gewiss es gab schon ehemals sehr ernstliche Leibesübungen, aber noch kein Schauspiel des Krieges, wie es die Turniere darstellten. Man führt ihren Ursprung, wen sollte es wundern, auf Frankreich zurück: hier soll schon der im Jahre 1066 gefallene Ritter Geffroy de Preuilly die Regeln des Turniers erfunden haben. Immerhin kommt das Wort erst im zwölften Jahrhundert vor, und erst gegen 1150 beginnt die Blütezeit der neuen Ritterspiele, die 1127 zuerst auf deutschem, 1194 zuerst auf englischem Boden abgehalten worden sind. Reiterübungen hatte man schon im neunten Jahrhundert abgehalten, jetzt aber wurden sie mit einem Scheinkampf verbunden und vor allem an künstliche Regeln geknüpft. Es war eine wundervolle Verknüpfung von Fecht- und Reitkunst, um die es sich handelte, und man schied eine Anzahl verschiedener Stiche, so Puneiz, Treviers und Damenstiche. Es kam dabei vor allem auf zierliches Reiten an. Buhurdieren und Tjostieren wurden als besondere Kampfspiele vom Turniere unterschieden: beim Buhurd rannten ganze Scharen gegeneinander, beim Tjost traten sich nur zwei Kämpfer gegenüber. Es galt als unschicklich, den Gegner ernsthaft zu verletzen; alle Kampfregeln liefen darauf hinaus, es zu vermeiden, es sollte nur die höchste Gewandtheit und Leibesbeherrschung entwickelt werden. Das Kampfziel war erreicht, wenn der Gegner zu Boden geworfen war; Todesfälle scheinen doch nur die seltene Ausnahme gebildet zu haben. Die Anwesenheit der Frauen, denen zu Ehren

man eigene Gänge des Kampfspiels anordnete und zu deren Preis ganze Turniere veranstaltet wurden, die Verbindung des heissen Kampfes mit froher Lustbarkeit und süssem Minnedienst machten das Turnier zum Gipfelpunkt alles höfisch-ritterlichen Treibens.¹⁾

Aber selbst über die ernsthaften Angelegenheiten des Standes breitete sich nun der Schleier einer anmutigen Form. Das Lehenwesen hatte von seinen Anfängen an mancherlei sinnbildliche Festformen ausgebildet, man hat sie jetzt mit besonderer Freude gepflegt und ausgestattet. Und bei dem Eintritt in das tätige Leben eines Edelmannes fand man wieder zuerst in Frankreich eine neue, noch schönere Form: die Ritterweihe. Hatte der Jüngling zuerst als Page einer Schlossherrin gedient, war er dann als Knappe zum Dienst in Feld und Fehde tüchtig gemacht worden, so wurde ihm in der Kapelle des Schlosses in Gegenwart vieler Damen und Herren der Ritterschlag erteilt, nachdem er eine Nacht betend durchwacht, durch Bad und Abendmahl sich Leib und Seele gereinigt hatte. Selbst die Eide, die der Neuaufgenommene zu leisten hatte, gedenken in diesem galanten Lande der Frauen: Gott, dem König und seiner Dame treu zu dienen musste er schwören, wenn ihm durch drei feierliche Handschläge auf den Nacken im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg die Ritterwürde erteilt werden sollte. Die Umgürtung mit dem Schwert galt als Höhepunkt der Feier, die man auch bald in Deutschland, nur etwas einfacher nachgeahmt hat.²⁾

Aller Schmuck des äusseren Lebens erfuhr gleichzeitig grosse Bereicherung: man machte sehr viel mehr Aufwand für die Kleider der Frauen, für Rüstung und Festgewand der Männer, und die Burgen dieser Zeit waren doch nicht nur feste Plätze, die alle Lande zu Schutz und Trutz starker Einzelner bedeckten, sondern sie waren auch die ersten mit einigem Behagen eingerichteten Wohngebäude Privater. Selbst bis zu den Freuden der Tafel herab sind damals die Ansprüche zuerst wesentlich gesteigert worden; was Spiel und Tanz und alle Freuden der Geselligkeit

¹⁾ Niedner, Das deutsche Turnier im 12. und 13. Jahrhundert (1881) S. 7 ff., 33 ff., 36, 83 f.; dazu Alw. Schultz, Höfisches Leben II (1880) S. 91 ff., 124 f.

²⁾ So Rosières, *Histoire de la société française au moyen âge I* (1880) S. 383 ff., nach etwas späteren Quellen, und Alw. Schultz, Höfisches Leben I S. 143 ff., 141 f.

vom harmlosen Reigen bis zum ernsthaften Schach für Neuerungen erfahren haben, ist nicht zu sagen. Noch aus den letzten Überresten heutiger Rüstkammern und Gewerbesammlungen, noch von den Burgruinen herab, die von Unteritalien und der Provence bis in den Norden Deutschlands Europa durchziehen, leuchtet der Glanz dieses Zeitalters, das sich zum erstenmal das Leben aufzuheitern verstand.

Doch wo die Berge sich heben, da müssen die Täler zurückbleiben. Während der Herrenstand sich die neue Zier des Lebens schuf, versank die Masse des Volkes in der Roheit älterer Zeiten. Allerdings auch in des Kaplan Andreas gelehrtem Liebesbrevier ist der Fall vorgesehen, dass sich ein Plebejus einer Plebeja, ja sogar dass ein Nichtadeliger einer Edelfrau sich nähere. Aber man überzeugt sich schnell, dass der auf die mannigfaltigste Kasuistik bedachte Scholastiker nur an eine sehr bevorzugte Schicht des Volkes denkt, etwa reiche Kaufleute, oder, was näher liegt, der Plebejer, von dem er redet, ist in seinen Hintergedanken der Geistliche bürgerlichen oder bäuerlichen Standes, den Amt und Wissen berechtigen, in den höheren Kreis des Adels und seine Lebensgewohnheiten einzudringen. Denn das Gespräch, das er Bürger und Bürgerin mit einander führen lässt, ist in allen seinen gelehrten Geschraubtheiten und seinen unerhört gewundenen Satzstellungen, wenn überhaupt in das Leben hineinzudenken, dann doch nur in eines, dem der neue Frauendienst vertraut war. Auch dort wird man sich zwar ganz gewiss nicht in dem Tone des Kaplans unterhalten haben, der aus dem Liebesgetändel eine gelehrte Disputation über Begriff, Aufgabe und Wesen der Liebe macht, wie sie allenfalls in Abälards Hörsaal hätte geführt werden können; aber für diesen Bereich der Gesellschaft schrieb Andreas wenigstens. Immerhin wird in Andreas' Sammlung von Mustergesprächen dem aufwärts strebenden Nichtadeligen, der sich um die Huld einer Edelfrau bemüht, von ihr sehr deutlich zum Bewusstsein gebracht, dass er sich kühner und im Grunde unstatthafter Dinge unterfange, wenn er sich um sie bewerbe. Schon in die Anrede des Bürgerlichen ist eine vorübergehende Anspielung eingeflochten, dass die Allgewalt der Liebe alle Unterschiede, auch die des Standes ausgleiche. Die Dame aber erklärt kurzab,

dass ihr Bewerber in die Schranken des von alters bestehenden Adels einbreche und dass ihre Liebe zu ihm besonders gross sein müsse, wolle sie an seiner Geburt nicht Anstoss nehmen.¹⁾ Und für den ebenfalls nicht übersehenen Fall, dass ein Nichtadeliger sich einer Frau des hohen Adels nähere, wird von Andreas selbst mit nüchternen Worten als Voraussetzung gefordert, dass er ein unzählbar grosses Vermögen besitze.²⁾

Solche Ausnahmen aber kommen nicht in Betracht, wo es sich um Sitte und Lebensschmuck der grossen, überwiegend bäuerlichen Masse des Volkes handelt. Heiratete ein deutscher Bauer in diesen Zeiten, so liess der Tisch es zwar nicht an einer Überzahl von Speisen fehlen, aber die Fröhlichkeit der Gesellschaft war sehr ungebunden: den jungen Bräutigam pflegten die Altersgenossen freundschaftlich durchzuprügeln, und beim Tanze springen die Männer, dass ihnen das Stroh aus den Schuhen fällt. Dabei aber wahrt das Bauerntum auch die alte Sitte besser als der modisch gewordene Adel. Man fügte sich dem neuen Anspruch der Geistlichkeit, dass eine rechte Heirat ihres Segens bedürfe, noch nicht, im Kreise der Gefährten fragt ein greiser Alter Braut und Bräutigam dreimal, ob sie einander zur Ehe beehrten, und gab sie dann zusammen. Der Ehemann trat der jungen Frau auf den Fuss, ein Sinnbild alten Rechtes, dass er nun Besitz von ihr ergreife, und unter lautem Gesang beschloss man die Feier.

Eben dies Stehenbleiben auf einer älteren, niederen Stufe rief ganz selbstverständlich den Hohn und die Verachtung des höheren Standes hervor. Sobald der Adel nur angefangen hat, sich durch die neue Form des Lebens abzugrenzen, beginnt er auf die Aussenstehenden zu schelten. Wie der Herrenhof als die Stätte gewählter Sitte für diese selbst den Namen herleiht, wie *hövesch* und *courtois* ihren Inbegriff bedeutet, so wird Dörper, *villain* zum Schimpfwort und will so viel wie Flegel, Tölpel besagen. Ja im Laufe dieses Zeitalters gelangt man so weit, mit

¹⁾ Loquitur plebejus ad plebejam, loquitur plebejus nobili; Andreae De amore libri tres. (ed. Trojel S. 19 ff., 36 ff.)

²⁾ Nam ut plebejus nobilioris feminae dignus inveniatur amore, innumerabilibus oportet eum bonis abundare convenitque ut infinita ipsum benefacta extollant. (Andreas-Trojel S. 54.)

dem Begriff der äusseren Unerzogenheit auch den inneren Untugend zu verschmelzen. Ein französischer Dichter erklärt zu Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts, dass nur Menschen edler Geburt ehrenhaft, treu und zur Aufopferung des Lebens im fürstlichen Dienste bereit seien, und dass die Villains, die ohne Ehrgefühl und von feiger Todesfurcht erfüllt, nur auf Gelderwerb ausgingen, nicht verdienten, von einem Fürsten seines Verkehrs gewürdigt zu werden. Das Wort *villain* nimmt den Nebensinn des Ehrlosen, des Schurken an, und, wie man aus den Worten des Dichters entnehmen kann, es ist nicht nur auf die Bauern, sondern zum Teil schon auf die Bürger gemünzt.¹⁾

Das Bürgertum, das aus dem Bauernstand emporstieg, mag sich zuerst wenig von dessen Art und Lebensführung unterschieden haben. Die gewaltige Aufwärtsbewegung der neuen Schicht hat auch hierin Wandel geschaffen. Erfurt war im dreizehnten Jahrhundert eine ansehnliche Stadt, aber nicht eine von den ersten, und doch haben seine Gefrunden, wie das Grossbürgertum sich hier nannte, schon grossen Aufwand getrieben, und ihre Frauen schritten mit silbernem Gürtel und kostbarem Gewand einher. Zwar sind in ihre Reihen einzelne Rittersleute getreten und mögen die Lebenshaltung des Standes gesteigert haben, aber in der Mehrzahl sind es Kaufleute und Gewerbetreibende, die ihr grosses Vermögen zu diesem Aufwand berechnen. Zwischen hinein bricht die alte Roheit doch durch: in der Schänke sitzen Ritter in glänzendem Waffenrock, Bürger mit dem Schwert, Bauern mit der Keule in buntem Gemenge, die Frauen unter ihnen, und wenn der Trunk oder das Spiel den Feiernden das Blut zu Kopf treibt, kommt es zu blutigem, selbst tödlichem Streit. Man geht mit Faust und Beil, Pflugschar oder Schwert gegeneinander los; die Frauen mischen sich unter die Kämpfenden und die waffenlose Frau, die das Leben ihres Gatten bedroht sieht, fasst zuletzt in furchtbarem Griff dem Gegner ihres Mannes ans Gemächtige, um ihn so kampfunfähig zu machen.²⁾

¹⁾ Alw. Schultz, *Höfisches Leben* I S. 518 ff., 120.

²⁾ Kirchhoff, *Erfurt im dreizehnten Jahrhundert* (1870) S. 60 ff., 80 ff.

In den bedeutendsten Städten steigt die Lebenshaltung gegen Ende dieses Zeitalters noch höher, fast bis zur Höhe des Adels. Die goldene Jugend des Strassburger Grossbürgertums hatte alle ritterlichen Tugenden und Untugenden ihrer Zeit.

Und selbst das Bauerntum scheint im Laufe dieser andert-halb Jahrhunderte gewisse Fortschritte in der Lebensführung gemacht zu haben. Sind auch in Deutschland während dieser Zeit schon die ersten erfolgreichen Übergriffe des Adels in seinen Rechts- und Besitzstand unternommen worden, so war es doch in Deutschland wie in Frankreich eine Zeit starken Wirtschaftsaufschwunges für die Bauern. In Deutschland war es insbesondere die freigebiebene bestgestellte Schicht des Bauernstandes, die da in Betracht kam und die namentlich in Oberdeutschland zahlreich und vermögend genug gewesen zu sein scheint, um eine merkliche Veränderung des gesellschaftlichen Bildes in diesem Stand hervorzubringen. Dass der grosse Sittenprediger des ausgehenden dreizehnten Jahrhunderts, Berthold von Regensburg, auch den niederen Ständen ihre Hoffart vorwirft, will nicht allzuviel sagen: das säuerliche Eifern gegen alle Erdenfreude hat noch jeden Mann dieses Berufes zu einem sehr unzuverlässigen Zeugen in sittengeschichtlichen Dingen gemacht. Berthold ist dort untrüglich, wo er das Selbstbewusstsein des geistlichen Standes offenbart und erklärt: ob ez alsô wäre, daz ein Priester zuo gienge, dâ nûn Frouwe Sant Mariâ dâ saeze und allez himmlische Her, die stunden alle gegen dem einigen Priester uf, dâ von, daz Got sô grôze Ere an die Priester hât geleit. Bertholds Litaneien auch gegen den Lebensaufwand der höheren Stände lassen erkennen, wie griesgrämig er Harmloses und Schlimmes durcheinander-mengt, wie er gegen die buntscheckigen Kleider — da euch der allmächtige Gott die Wahl gelassen hat, ob ihr sie braun, rot, blau, weiss, grün, gelb, schwarz haben wollt: daran genügt euch nicht — ebenso grimmig eifert, wie gegen Völlerei und Trunksucht. Und andererseits redet er doch auch von dem Druck und der Last, das dem Povelvolk der Bauern durch die Grundherrschaft und ihre Frohndienste aufgebürdet sei. Dennoch ist seinem Predigen so viel zu entnehmen, dass die höheren Schichten des Bauernstandes, die von dieser Abhängigkeit nicht getroffen wurden,

hier und da dem kleinen Adel es an Aufwand gleich zu tun suchten.¹⁾

Ganz offensichtlich ist dieser Tatbestand durch ein viel vollgültigeres Zeugnis gemacht worden, durch die höhnischen Angriffe eines adligen Dichters, der sich ganz und gar zum Anwalt der Interessen seines Standes gemacht hat. Wohl hat Neidhart von Reuenthal, der am bayrischen und österreichischen Hofe bis um 1240 lebte, als ernster Dichter, der er war, sein persönliches Leben und Leiden singen wollen, aber es verflucht sich ihm mit der Abneigung des Standes gegen das aufstrebende Bauerntum. Neidharts Verachtung gegen die Bauern hatte eine Ausnahme: die Liebe zu ihren Töchtern, aber sie war nicht immer glücklich, und der Zorn darüber entläßt sich in sehr unholden Schilderungen bäuerlichen Lebens. Er schilt die jugendlichen Liebhaber des Dorfes, seine oft glücklicheren Nebenbuhler, Schlemmer und Stutzer, Gecken und eitle Narren. Dabei aber bricht aus seinen Strophen der helle Neid als Grundursache seiner Schmähsucht: es steht der arme Junker dem reichen Bauern gegenüber. Und er erweist den Gehassten doch dann Achtung, wenn er von ihren starken Fäusten und ihrem Mute spricht, vor dem er öfter den kürzeren zieht. Schwerer ins Gewicht fällt vielleicht die unbewusste Huldigung, die er den Bauern erweist, indem er die schönen Weisen ihrer Tänze, die Lieder, die sie zu ihren Reigen sangen, in seine Kunst aufgenommen hat. Walther von der Vogelweide selbst hat als Hüter des strengen Kunstgesanges sich über diese Einschleppung bäuerlichen Gutes beklagt, das ihm zu roh und natürlich für den feineren Brauch der Höfe dünkt. Es hat schon zu den Zeiten Neidharts selbst, von dem langen Trosse seiner Nachfolger in den folgenden Jahrhunderten zu geschweigen, nicht an Stimmen gefehlt, die ihm zufielen. Der Schweizer Ulrich von Singenberg, der in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Lieder höfischen Tons sang, hat auf die Üppigkeit der sich höfisch

¹⁾ Über das wirtschaftliche Vorwärtskommen der deutschen und französischen Bauern vergl. Kulturgeschichte II. 2, S. 987, 1025; über Berthold siehe Gärtner, Berthold von Regensburg über die Zustände des deutschen Volkes im 13. Jahrhundert (Zittauer Gymn.-Progr. 1890) S. 26 ff., 7 und Gildemeister, Das deutsche Volksleben im 13. Jahrh. nach den deutschen Predigten Bertholds von Regensburg (Jenaer Diss. 1889) S. 18 ff. 32.

gebärdenden Bauern ähnliche Schmäherse geschmiedet wie Neidhard. Und auch an Urkunden der Gesetzgebung fehlt es nicht, die vom gleichen Hasse des hohen Adels gegen die Bauern zeugen. Im Jahre 1244 verbot der bayrische Landfrieden den Bauern, ritterliche Rüststücke und Stahlwaffen zu tragen.

Selbst die heutige Geschichtsbetrachtung hat sich von der ständischen Parteilichkeit nicht frei gemacht, die sich in den Schilderungen der adligen Feinde des Bauerntums barg. Wenn einstmals die Edelleute auf die Dörper ihrer Plumpheit wegen gescholten hatten, so stand ihnen jetzt übel an, über den Aufschwung bäuerlicher Sitte zu schmälen. Oder richtiger gesagt, solche Eifersucht der Stände ist menschlich begreiflich, aber sie darf das Urteil des Geschichtsschreibers nicht trüben. Natürlich fielen die ersten Versuche der Bauern, sich den Kleideraufwand und die wohlberechnete Künstlichkeit des neuen Ritterbrauches anzueignen, oft täppisch und unbeholfen aus. Aber sie waren doch auch zugleich der Beweis eines starken Selbstbewusstseins und eifrigen Emporstrebens. Oft schlug dieser Drang auch die ganz falsche Bahn eines Eindringenwollens in den höheren Stand selbst ein: die so einfach erzählte und doch so wirksame Erzählung von Meier Helmbrechts Sohne, die Wernher der Gärtner zwischen 1234 und 1250 in dem altbayrischen Innviertel Oberösterreichs aufschrieb, schildert, wie ein junger Bauer Ritter werden will und als Räuber und Landverderber schmähsch endet. Sehr oft sind damals wohl wirklich Bauernsöhne zum Verdruss der Edelen in den Ritterstand emporgestiegen, aber der Dichter des Meier Helmbrecht selbst hat ein lautes Zeugnis dafür abgelegt, wie töricht der tüchtige Bauer selbst dieses Unterfangen fand. Aber sein Stand hätte in seinen Grenzen bleiben und doch stark werden können. Dass seine Nachahmung des neuen Brauches nicht nur törichte Narretei war, wird durch nichts besser bewiesen, als durch das Aufblühen einer bäuerlichen Dichtung, deren tüchtigster und wahrlich unverächtlicher Vertreter eben jener Wernher der Gartenäre war. Und es eröffnet sich von diesem Standpunkt her ein ganz neuer Ausblick auf die Entwicklungsmöglichkeiten, die damals die Zukunft des Bauernstandes noch allenfalls hätte in sich bergen können: ein Wiederaufwärtsklimmen des Standes, dem

doch bis dahin nur die ersten Lasten aufgebürdet worden waren, die er bei stolzer werdender Haltung vielleicht noch wieder hätte abwerfen können. Es ist, als hätte sich noch einmal die Aussicht eröffnet, dass ein Stand freier Edelbauern sich erhoben und nicht unter, sondern neben dem Adel seinen schönen Beruf und stolze erdwüchsige Selbständigkeit bewahrt hätte, im Sinne der köstlichen Worte des Meiers Helmbrecht, die noch jüngst der grosse Denker unserer Tage wieder in die Erinnerung gerufen und geadelt hat: willst du mir folgen, so baue mit dem Pfluge, dann geniessen deiner viele, dein geniesst sicherlich der Arme und der Reiche, dein geniesst der Wolf und der Aar und durchaus alle Kreatur!¹⁾

Aber so sollte es nicht kommen, und vielleicht sind die Gründe dafür, dass der Adel in den nächsten beiden Jahrhunderten zwar nicht das Bürgertum — das erwies sich zu stark —, wohl aber den Bauernstand, dem nun erst die Stunde seines Schicksals schlug, tief herabdrücken sollte, nicht zum wenigsten in einer Wandlung der Adelssitte, die den entscheidenden Bestandteil in der Sittengeschichte des Zeitalters darstellt, und die für die Klassenentwicklung der neuuropäischen Gesellschaft aller Folgezeiten die höchste Bedeutung hat, zu suchen. Denn sie war nicht eine Begleiterscheinung oder gar nur eine Wirkung der damals erst in voller Schärfe vollzogenen Scheidung der Stände, sondern eher eine ihrer Ursachen. Wie ein Adel entsteht, wird erst dann recht erklärt, wenn man das Emporkommen einer adligen Sitte nachweist. Jede einzige von den Verfeinerungen, die damals die Form des Lebens erfuhr, wurde eine Schranke zwischen dem immer höher sich emporhebenden Herrenstande und den zurückbleibenden Schichten der übrigen Bevölkerung. Der Kaplan Andreas legt der Edeldame, die sich wenigstens zuerst der Werbung ihres bürgerlichen Liebhabers widersetzt, die höchst bezeichnenden Worte in den Mund: dass von Anfang Adel nur aus guten Sitten,

¹⁾ Manlik, Zum Leben und Treiben der oberdeutschen Bauern im 13., 14. und 15. Jahrhundert. (Gymnas.-Progr. Landeskrona in Böhmen, 1892) S. 8 ff., 12; Hagelstange, Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter (1898) S. 38 ff.; dazu vergl. Freytag, Bilder II (¹⁸⁸⁷) S. 47 ff., 51 ff.; Scherer, Deutsche Literatur (2 1884) S. 213 ff.; über das Motto der Pflugschar in des Verfassers Übersetzung lese man den Nachbericht in Nietzsches Werken XI (2. Ausg. 1901 von Horneffer) S. 396.

aus Tüchtigkeit des Mannes — im Waffenhandwerk, mag der Hintergedanke sein — und seiner höfischen Art entstanden sei.¹⁾ Und man möge nicht annehmen, die so geschaffenen Standesunterschiede seien die unbedeutendsten gewesen: nichts gräbt sich so tief in die Gemüter, als die täglich und stündlich hervortretende Trennung in Haltung und Gebärden, nichts gibt den Herrschenden so viel Sicherheit wie die Handhabung aller kleinen und grossen Künste des Lebens, nichts dem Niedrigen einen so starken Eindruck seiner geringeren Stellung. Gewiss die Formung der Standessitte kann nie der Anfang einer Adelsbildung sein, und schon der Abschluss des eigentlich frühen Mittelalters hinterliess der um 1150 neu anbrechenden Zeit eine an Macht und Besitz starke herrschende Klasse. Aber als Bindemittel für den zu seinen Jahren gekommenen Adel und zugleich als Bollwerk der Ausschliesslichkeit allen in die Tiefe Gedrängten gegenüber musste der neu erworbene Besitz höherer Lebenshaltung auf stärkste wirken.

Empfindung, Kunst und Frauenwerk stehen alle drei den gefühlsmässigen Tiefen der Seele näher, als alle Erzeugnisse des Verstandes und selbst des staaten- und ständebildenden Willens. Sie aber waren hier vor allem mit ihrer triebhaften Kraft beteiligt, und eben deshalb war auch für alle folgenden Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag die ständescheidende Wirkung gerade dieser Wandlung so gross. Denn noch in unseren Tagen müsste auch eine Gesellschaftsordnung, die jeden anderen Nutzen des Adels für die Gesamtheit fort zu beweisen vermöchte, in ihr den treuen Hüter und Bewahrer gewählter Lebensform anerkennen. Und wenn irgendwo eine Rechtfertigung für die mannigfachen Bevorzugungen des Adels in jenem Zeitalter selbst zu suchen wäre, so müsste es auf diesem Felde geschehen. An dem Wert des Kulturguts, das da errungen würde, wird niemand zweifeln dürfen. Wer würde wünschen wollen, dass unsere Völker in der plumpen Roheit der älteren Zeiten hätten verharren sollen. Andererseits steht fest, dass nur die Sorglosigkeit einer besonders guten wirtschaftlichen Lage und mehr noch der Herrenstolz einer

¹⁾ Andreae De amore libri tres (ed. Trojel) S. 45.

Archiv für Kulturgeschichte. I.

bevorzugten Klasse die Voraussetzung solchen Gewinnes sind. In norwegischen Bauernhütten wäre er vielleicht nie, oder erst nach Jahrhunderten eingeheimst worden, und auch die Bürgerhäuser des späten Mittelalters oder der Neuzeit würden ihn vielleicht erst dann hervorgebracht haben, wenn sich innerhalb der Städte eine irgendwie ähnliche Standesteilung, eine Adelsbildung vollzogen hätte.

Für die rückblickende Betrachtung aber ergibt sich eine letzte sehr tröstliche Erwägung: was der führende Stand damals errungen und nach Menschen Art mit grosser Rücksichtslosigkeit lange Zeit sich vorbehalten und gegen Bauern und Bürger ausgenützt hat, wurde schliesslich doch Gemeingut, und wird in einer heiteren Zukunft noch viel mehr als es heute der Fall ist, Gemeingut werden. Wollte und könnte man für jeden kleinsten Bestandteil der Formen unserer Geselligkeit einen geschichtlichen Stammbaum nachweisen, er würde zuweilen auf die Parketts von Versailles, zuweilen zu dem düster starren Zeremoniell des spanischen Hofes oder der frischen Anmut italienischer Renaissancesitten führen, am öftesten aber zu dem Zeitalter der Ritter und Turniere, des Minnesangs und des ältesten Frauenkultus zurückleiten. Und so ist schliesslich, was nur von einem Stande und für einen Stand geschaffen werden konnte, der Gesamtheit nutzbar gemacht worden.